

Vorwärts! Fahrrad „Halbrennmaschine“ Opel Victoria Blitz aus dem Besitz von Theodor Herzl



Das Rad der Geschichte

Das **Jüdische Museum** erzählt die Geschichte einer Minderheit ohne Opferpathos

RUNDGANG:
MATTHIAS DUSINI

Die Geschichte der Wiener Juden beschränkt sich nicht auf den Holocaust. Das ist die Essenz der neuen Dauerausstellung des Jüdischen Museums Wien, die vergangene Woche eröffnet wurde.

Die Schau „Unsere Stadt! Jüdisches Wien bis heute“ ist das große Vorhaben von Direktorin Danielle Spera, deren Tätigkeit 2010 mit einem Scherbenhaufen begann. Im Zuge der Renovierung des Gebäudes war ein Teil der alten Präsentation zu Bruch gegangen, was von einigen Museologen als vorsätzlicher Akt der Zerstörung kritisiert wurde.

Spera lässt die gemeinsam mit dem Kurator Werner Hanak-Lettner entwickelte Erzählung über die Geschichte der Wiener Juden mit einem Koffer beginnen, den der Arzt Arthur Stoehr dabei hatte, als er 1945 das KZ Theresienstadt verließ. Mit der Hand hatte die ursprüngliche Besitzerin Frieda Jacobowitz ihren Namen draufgeschrieben. 1944 wurde sie in Auschwitz ermordet, Stoehr nahm den Koffer mit nach Wien.

Bewusst halten die Kuratoren das Rad der Geschichte an jener Stelle an, wo der Holocaust zu Ende ging und – unter widrigsten Umständen – ein neues Leben begann. Von 195.000 Wiener Juden wurden 65.000 umgebracht, 130.000 vertrieben. Nur wenige kamen zurück.

Die Ausstellung erinnert an die Dutzenden Lager für Displaced Persons, die es in Österreich gab. Die meisten der 300.000 jüdischen Flüchtlinge aus den osteuropäischen KZs wollten nach Palästina oder in die USA ausreisen, nur wenige blieben.

Zeitdokumente belegen die unglaubliche Ablehnung, auf die die dezimierte jüdische Gemeinde nach 1945 stieß. „Ich weiß nicht, wie gerade jetzt eine Rasse besondere Privilegien bekommen soll“, sagte ÖVP-Minister Josef Krau 1948 im Ministerrat.

„Rückkehr als Ausnahme“ heißt eine der Ausstellungsstationen, die die Informationen multimedial vermitteln. Der Besucher kann sich durch Infotafeln, Tondokumente und Filmaufnahmen in das jeweilige Subthema vertiefen.

Das Architekturbüro Planet Architects und das Grafikbüro Fuhrer schufen eine Ausstellungsarchitektur, die die Materialität der Objekte in den Vordergrund stellt. Man kann Schubladen aufmachen, durch Sehschlitze blicken und in Registern blättern. Die Inszenierung wirkt trotz des knapp bemessenen Raumes von insgesamt bloß 440 Quadratmetern nicht überladen.

Eine überraschende Recherche ist der Studentenbewegung der 1970er-Jahre gewidmet, wo junge jüdische Aktivisten einen eigenen Weg suchten. Sie lösten sich einerseits von der Demuthaltung ihrer Eltern und stießen in neomarxistischen Gruppen andererseits auf einen als Israelkritik getarnten Antisemitismus.

Im Neue-Linke-Abschnitt kommen die Mitglieder der Wiener Jüdischen Kabarett Company zu Wort. „Mir ist die jüdische Gasse zu eng geworden“, erinnert sich der Psychiater Peter Stastny, der nach New York auswanderte: „In Amerika war ich befreit vom Zwang, ein Übriggebliebener zu sein.“

Ohne das etwa dem Jüdischen Museum Berlin anhaftende Opferpathos kommt auch die Fortsetzung der Schau im zweiten Stock aus. Hier wird

die Geschichte der jüdischen Gemeinde ausgebreitet, die sich im Mittelalter, in der Barockzeit und im 19. Jahrhundert entwickelte.

Hier standen die von Felicitas Heilmann-Jelinek Mitte der 1990er-Jahre konzipierten Hologramme, die dann zu Bruch gingen. Die virtuelle Darstellung historischer Artefakte war von der Auslöschung als Grundlage der historischen Erzählung ausgegangen. Anders die neue Darstellung: Sie gibt spärlichen, eingehend erforschten Dokumenten den Vorzug. Gemalte Porträts sogenannter Hofjuden belegen den Einfluss bedeutender Persönlichkeiten wie Samuel Oppenheimer am absolutistischen Hof. Als Schattenseiten stehen dem Aufenthaltverbote, Zwangsabgaben und Pogrome gegenüber.

Eine Statue des Unternehmers Salomon Rothschild steht für die große Zeit der Gemeinde nach der Revolution 1848, als die rechtliche Gleichstellung der Juden deren gesellschaftliche Entfaltung ermöglichte. Mit der von Rothschild finanzierten Nordbahn kamen zehntausende Menschen aus den osteuropäischen Shtetln in die Metropole, die die Zukunft versprach.

Eines der optimistischsten Schaustücke ist ein Fahrrad, das Theodor Herzl um die Jahrhundertwende fuhr. Der Autor des „Judenstaates“ war auch ein begeisterter Radfahrer, der dem neuen Sport ein Feuilleton widmete. Der Besucher kommt nun zum Ende der Chronologie – wo Dokumente des Holocaust zu sehen sind. „Liebe Dora, komm sofort“, schrieb einer der Deportierten auf die Rückseite seiner Visitenkarten. „Wir wurden abgeholt! – Papa.“

„Unsere Stadt!“, im Jüdischen Museum Wien

Der indische Künstler Amar Kanwar erinnert an die Opfer des industriellen Fortschritts

AUSSTELLUNGSBESPRECHUNG:
MATTHIAS DUSINI

Große Männer auf Sockeln, das versteht man gemeinhin unter einem Denkmal. Das Thema des indischen Künstlers Amar Kanwar ist ebenfalls die Erinnerung, allerdings nicht jene an Helden, sondern an Opfer.

Die Monumente des dreifachen Documenta-Teilnehmers bestehen aus Videos, Installationen und Dokumenten. Das in der TBA21 gezeigte Projekt „The Sovereign Forest“ beschäftigt sich mit dem indischen Bundesstaat Orissa, der reich an Bodenschätzen ist und dessen Menschen unter der Industrialisierung leiden.

Der Film „The Scene of Crime“ zeigt lange, stille Aufnahmen von Waldstücken und von Mondlicht beschienebenen Reisfeldern. Poetische Zwischentitel – etwa „Die Nächte waren endlos“ – lassen die Bedeutung offen. Aus dem Infotext erfährt man, dass es sich um Orte handelt, die unmittelbar nach den Filmaufnahmen von Baggern zerstört wurden.

In einem weiteren Raum zeigt der Künstler hunderte Reisschälchen mit verschwindenden Sorten, die so klingende Namen wie Nadiajodi tragen. Ein Aktivist hat 266 Reissorten gesammelt – als Zeichen des Widerstands gegen die Übermacht der Saatgutkonzerne. Das Museum bekommt so die Funktion einer Arche Noah.

Kanwar solidarisiert sich mit protestierenden Kleinbauern und hält ihre Geschichten fest. Sie handeln von verheerenden Staudammprojekten, Zwangsumsiedelungen und dem Freitod als letztem Ausweg. Die Geschichten kann der Besucher in Folianten aus Bananenfasern blättern lesen. Links stehen die Texte, rechts wird ein Film von oben auf die Seiten projiziert. An einer Wand schließlich sind Beweismittel von Verbrechen zu sehen, die die schreckliche Realität ungefiltert vor Augen führen.

Das multimediale Denkmal ist Ausdruck von Kanwars politischem Engagement. Beim Museumsbesucher löst seine Kunst das bitter-süße Gefühl der Betroffenheit aus.

Amar Kanwar: bis 23.3.2014 in TBA21



Amar Kanwar: Filmstill aus „The Sovereign Forest“, seit 2011